

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

207 (29.7.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Das richtige Mittel

Anekdote von Heinz Steguweit.

Als dem Monchsauer Uhrmacher Alwin Babendiek nach dreißigjähriger, amar glücklicher, doch kinderloser Ehe die liebe Frau gestorben war, bröckelte der Witwer mürrisch dahin, als nichts, schloß sich ein, ließ das Geschäft im Stich und hatte nur den einen letzten Wunsch, von dieser trostlosen Erde bald ebenso geräuschlos zu verschwinden, wie er vor 60 Jahren auf ihr erschienen war. Er setzte sich darum in recht tragischer Absicht an den Schreibtisch, fertigte seinen Federhalter und wußte nicht, ob er gleichgültig, heroisch heiter oder mit verbitterter Anklage die Abschiedsbriefe an seine Nachbarn und Verwandten beginnen sollte. Endlich entschied er sich für die verbitterte Anklage, denn so kurrte er, wenn man ihn morgen in der Schlinge am Bettsoffen finden würde, ei — so dürfte ein Ausgang voll philosophischer Heiterkeit nur die Tragödie seines Witwertums zum spöttischen Grad einer Komödie herabwerten.

Alwin Babendiek war also gefaßt, keiner stimmte ihn mehr um; er schwur sich das freiwillige Ende und hörte nur unwirlich die Stimme eines Freundes, der schon dreimal ans Fenster getrommelt hatte und Einlass begehrte. Alwin Babendiek, der Lebensmüde, öffnete dem ungestümen Klopper und erfuhr, daß der Freund ihn zu einem zünftigen Bierlat aufmuntern wollte; indes, er schlug solches Ansuchen ab, weil — und er lagte dies mit erschreckender Offenheit — weil man ihn bald als kalte Leiche am Bettsoffen finden werde. Der Freund schauderte, alarmierte die Nachbarn, diese fürzten zum Arzt, der Arzt ersah mit einem Aufgebot sanitätlich geschulter Feuerwehrleute, den einst so umgänglichsten, heute aber so hartnäckig aus Sterben verwehenden Uhrmacher umzustimmen. Wahrhaftig: Monchsauer wurde an diesem Abend ein Ort wilden Aufzuges; aber Babendiek blieb bei seiner Absicht, trotz aller Tränen der Nachbarn, trotz strengster Zurechtweisung durch den Arzt, während er gar die handgreiflichen Ermahnungen jener braven Feuerwehrleute mit einem geschwungenen Stuhlbein erwidern wollte. Da zog man — des Kampfes müde — loofhängerisch ab, überließ den verwitweten Uhrmacher seinem Schicksal und erstattete lediglich noch dem Ortsarzt eine Meldung, ohne indes von dem Dazwischentreten des klugen Geistlichen ein besseres Ergebnis als das eigene zu erhoffen.

Der Pastor aber war — wie man so sagt — ein Fuchs Gottes. Er klemmte sich eine Flasche Riersteiner Riesling unter die Achseln, dazu einen Korkeisenheber und betrat mit solch seltsamer Ausrüstung die Stube des Lebensmüden, den er beim eifrigen Abfassen seines Testaments antraf. Da Alwin Babendiek sogleich den Pastor beschwor, um des Himmels oder Beelzebubs Willen keinen

Bekehrungsversuch bei ihm zu unternehmen, bezeugte ihm der Geistliche mit der seltsamen Antwort, daß er — im Gegenteil — seinen Lebensüberdruß nur allzu gut verstehe, daß er ihn daher nur noch in seinem Vorhaben bestärken wolle und daß er seine vollste Achtung einem Ehemann zu erweisen gekommen sei, der seinem verblichenern Weibe mit solcher Tobestreue anhängte. Freilich, fuhr er fort, möge der Herr Uhrmacher auch seinerseits verstehen, daß sich der Pfarrer nicht gar so unfeierlich von ihm verabschieden wolle, da er — im Gegenteil — den Wunsch hege, wenigstens noch eine Flasche Riersteiner mit ihm zu teilen, bevor er in die an sich

ja recht unchristliche Schlinge zu springen gedenke. Der Lebensmüde sah nicht ein, warum er den ehrlich angebotenen Abschiedsbecher ausschlagen sollte; also entfortete der Pastor unter hörbarem Schluchzen die Flasche, aoh zweimal ein, beide stießen an, setzten sich, plauderten, holten noch eine zweite Flasche, wurden heiß in den Köpfen, kamen ins Lachen und Witzereien, endlich ans heilige Singen, bis sie beide in lebenslustigster Laune das Testament und die Abschiedsbriefe dem flammenden Ofen überantworteten.

Und mag auch dies schelmische Kunststück eines Seelsorgers dem einen allzu listig, dem andern gar zu leichtfertig erscheinen: wir müssen bedenken, daß ein hartnäckigen Selbstmörder gegenüber kein Mittel heilig genug ist, den Zertrümmerter mit dem Groll seiner Stunden wieder zu versöhnen und also seinen Sturz in den Freitod mit hilfreichen Armen aufzufangen.

ist ihr Gemüt. Sie haben schon recht, wenn sie sagen, die Lindenblüte sei eine goldene Zeit.

Sie sangen das Lied vom Wind, der in Mueters Stübchen geht und wiegten sich im Takt dazu. Sie sangen, ganz leise und ganz schweremütig und summend, das Lied von dem alten König im Berge, der bei seinen Schänen träumt. Und aus seinem Berg gehen die Märchen hinaus in das Volk und über ihm blähen die Wiesen und die Heiden und die Schafe weiden auf einem Berg. Da singen die vielen Vögel ein liebes Lied und der alte König träumt...

Die alten Leute standen an den Fenstern und hörten ihnen zu, dachten an ihre eigene Jugend. Ihre Gesichtszüge waren dieselben geblieben. Väter und Urväter hatten so um die Linden gegessen, sie hatten es getan und die Kinder trieben es genau so. Und so trieben würden es der Kindeskinde und Enkel.

Der Jörg legte seine starken Arme um die beiden Mädchen an seinen Seiten und sie ließen es lagend geschehen. Aus dem Walde kam ein Rauschen der Nacht über Felder und Wiesen und durch die kleinen krummen Gassen des Städtchens zu ihnen hergeschritten wie eine stille, fremde Frau. Sie hörten das Rauschen und blieben doch sitzen und sangen weiter, bis im Kirchturm die Uhr schlug. Da kam der letzte Heuwagen von den Feldern heim. Er war hoch beladen, der Knecht führte die Pferde und oben auf dem Heu saßen die jungen Mägde in ihren bunten Kleidern und winkten den anderen zu. Da stand der Jörg auf.

„Kommt!“ sagte er, „helfen wir ein bißchen, daß die das Heu bald unter Dach kriegen!“

Da standen sie singend auf und gingen mitkommen in Schritt und Tritt hinter dem knarrenden Heuwagen her und gingen in Reihen zu dreien und viere und hielten sich bei den Händen. Der Wagen fuhr durch die ganze kleine Stadt und an allen Fenstern standen die Leute und winkten der Jugend zu. Und die Mägde auf dem Wagen, die sangen am aller-schönsten. So kamen sie an die Scheuer. Die Burchen kramelten die Nermel hoch, gabelten das Heu auf den Boden, trampelten es und bald war der Wagen leer.

Es war sehr spät, als sie das Abendlied sangen. Sie stellten sich im Kreise um einen blühenden Lindenbaum und reichten sich die Hände zum Ring. Dann gingen sie auseinander.

Sie zerstreuten sich in die vielen Häuser des kleinen Städtchens und summen leise den Nachtgesang vor sich hin. Längst hatten die Geranien vor den niedern Fenstern ihre Kelche geschlossen und die Ammer schlief. Nur die Lindenbäume ragten in die Nacht hinein.

Die Linden blühten! Und sie haben recht, wenn sie sagen, es sei eine goldene Zeit, die Zeit der Blüte!

Wenn die Linden blühen

Von Fritz Jorz.

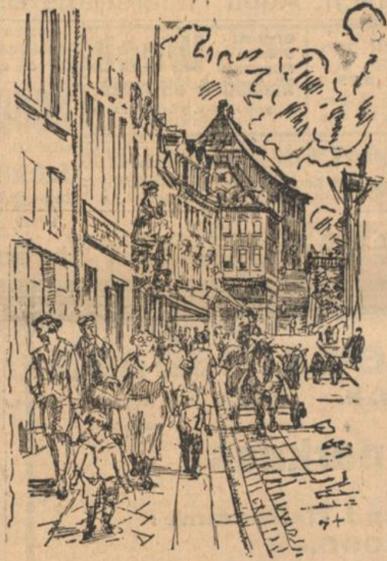
Wenn die Heide im Mittagssonnenbrand träumt, dann mag einem weh ums Herz werden. Wenn aber die Linden blühen und die goldenen Blüten in die glühwarne Luft der stillen Sommertage hängen, dann kommt es wie ein Ahnen einer fernen Kunde über die Menschen und sie greifen mit traumhaften Händen nach den feuergelben Dolden. Wenn die Linden blühen, ist Sommerzeit und Frohzeit sonniger deutscher Jugend, wenn die Linden blühen, dann ist es schön draußen in den blumendunten Wiesen und in dem lieblichenden Wald. In den kleinen, verträumten Landstädtchen des Südens öffnen sich die Fenster weit und die Herzen öffnen sich auch, denn sie wissen, daß nun goldene Zeit ist. Und wie bald ist sie aus!

Wie die Sonne sank, kamen sie müde von den Feldern. Aber des Abends, kurz vor der Dämmerung, saßen sie doch beisammen auf den niedrigen Holzstüben auf dem Lindenplatz, wo die zwei Steinbrunnen das ganze Jahr über fließen. Feldarbeit ist schwer und macht müde, und sie räkeln sich wohl auf den Bänken herum und singen. Sie sitzen mitten im Städtchen und hinter ihnen beginnen doch schon die Wiesen und die Felder und der Wald ist gar nicht weit.

Noch war Tag. Noch schimpften die Spähen auf den Giebelhächern der alten Patrizierhäuser, noch sangen in den Linden die goldenen Ammern. An den Fenstern der Häuser standen blühende Geranien und träumten in den Abend hinein. Dann kam die Nacht.

Sie sagen, die Lindenblüte sei eine goldene Zeit. Sie haben recht, wenn sie das sagen! Da ist alles überzogen mit einer goldenen Pracht:

der Sonnenschein und die Lindenblüten und die kleinen Ammern in den Bäumen und das leuchtende Blondhaar der Mädchen. Golden ist das Herz der Menschen da unten und golden



Kleinadtstraße.

Der Jüngling im Feuerofen

ROMAN VON HEINZ STEGUWEIT

74. Fortsetzung.

Daß der himmelnde Alte noch daran dachte! Ich hat meine Frau, ihn nicht allein zu lassen, ich müsse ins Dorf, um Klarheit zu haben.

Ich kam nicht bis ins Dorf. Im Hof stand schon der neue Ortskommandant, den ich sofort wiedererkannte: Es war derselbe, der mir vor Jahren zu meiner Kellerwohnung verholten hatte. Ein Zeitgenosse mit Anstand.

„Sie müssen fort, Herr Zimmermann, schnell fort, sonst so...“

Er kreuzte die Hände übereinander. Ich sollte in Ketten gelegt werden. Nein, hier war meine Heimat zu Ende. Niemand durfte sich um mich kümmern, weil das gefährlich war. Einer nur wagte es, zu später Abendstunde in den Keller zu schleichen: Eva Anker, die ungeliebte Witwe! Ich hatte sie seit Adams Tod nicht mehr sprechen wollen. Aus Mitleid. Und jetzt stand sie da, blühend wie ein Apfelbaum, mit einem Koffer in der Hand und einem Brief im Brusttasche.

„Wie gehts denn, Eva?“

„Mir frage, weil, mei Zeit is knapp. Hier hab ich die Eise für die Reif“ und da noch'n Brief von de Mostheimer Schiffe. Gut fortstede, daß keiner die Handchrift lese tut. Die Franzose warie schon an der Pont, sie wolle dich schnappe, gell. Geh nit da'nunter, verstehst? — Mariandio, an das is euer Kind? Guke, gib Händche der Tanti, ei — — —“

Schon stunkte sie, fuhr dem Antrips übers Blondhaar, sah ihm bögernd ins Gesicht. Und schüttelte den Kopf: „Ich weiß nit, was die Leut all

schwäche, der Sebastian is dir so ähnlich, so richtig ähnlich. Die Keugelse un die Grübche am Mund — so ähnlich!“

„Was schwächen denn die Leute, Eva?“

„Nu jo, was se schwäche, wann se Zeit hadde. Sie sage halt, der Jung sei von'nem anderen!“

Da kam Maria in den Keller, wurde blaß, blieb an der Treppe stehen: „Eva, du —?“

Die Wirtin vom „Goldenen Anker“ reichte ihr die Hand: „Mir frage, Maria. Was mein Mann schuldig war, soll vergesse sein, gell. Mir mache all mal Dummheit. Laß ruhe, was ruhe tut, wer mag alte Wunde scho uffkrake. Mei Adam war kein schlechter Kerl. Nu wolle wir Abschied nehme. Vergesse mich nit, gell, ihr tuts nit, ich hab auch mit Krämsche zu trage!“

Da kamen der läppigen Eva die Tränen. Sie war schon eine gutmütige Frau. Daß sie ihren toten Mann in Schuß nahm, gefiel mir über alle Maßen. Also gab ich ihr die Hand zum Abschied, und sie drückte mir die Knöchel klamm vor Herzweh. Maria umarmte sie noch wie eine Freundin, und der kleine Sebastian mußte sich ein Gesichtmeter von Küßen gefallen lassen.

Nun waren wir wieder allein. Die Ketzen auf dem Rand des Kronleuchters flackerten abnungslos wie im Christbaum. Wie stolz war ich auf diesen Vestig gewesen, jetzt gehörte er mir nicht mehr.

„Was macht unser Hausberr, Maria?“

„Der Warrer von Baharrah bot ihn eben verlesen. Ich glaube, der arme Wendland stirbt noch in der Nacht!“

Wir öffneten Eva Ankers Koffer: Konservenbüchsen, Butter, Schwarzbrot, Mettwürste und ein halber Camer. Dazu drei Flaschen Milch fürs Kind.

Auf dem Bett lag der geheimnisvolle Brief. Ich riß ihn auf: „Früh um 6 Uhr am Werk sein. Kommt ein Warrschauer mit Kahn, wird Euch auf ein Floß bringen!“

„Maria, morgen machen wir eine Rheintour!“

„Zu meiner Mutter?“

„Ich weiß es noch nicht!“

„Doch, doch — zu meiner Mutter!“

Ueber uns ein dumpfer Stoß, daß die Scheiben schitterten. Wir rannten hinaus, kamen in Papa Wendlands Schlafzimmer. Da lag er neben dem Bett. Ich befühlte seinen Kopf: Eisfalt! Und tastete nach dem Puls: Nichts!

Pankras Wendland war tot. Wir hoben ihn ins Bett zurück, schlossen ihm die stieren Augen, falteten seine Hände, legten frisches Leinen auf den schrumpfenden Leib. Wer mochte ihn begraben? Wendland hatte keine Kinder mehr, keine Geschwister. Und wir Ausgewiesenen mußten ihn, die eigene Haut zu retten, in dieser muffigen Kammer liegen lassen. Maria öffnete die Oberfenster, säuberte eine Sterbekese an. Dann knieten wir an der Badre nieder: Mein Herz ist aemgigt in mir und die Furcht des Todes ist über uns gekommen!

Keine Glocken würden läuten, kein Nachbar würde Blumen bringen. Was hatten wir dem Einsamen alles zu danken — —! Da war ein Veteran des Gütigen und Menschlichen gefallen.

„Komm, Maria, wir müssen waden, es geht auf Mitternacht an!“

Dieses Geschlusse meiner Frau. Welchen Zweck sollte es haben. Davon konnte man freilich krank werden. Ich hatte gelernt, die Nachbarschaft des Todes zu ertragen, Maria aber schrie die Wände zusammen, bis das auch Sebastian krähte und Boche jämmerlich im Körbchen klaffte. Wenn dieser Tumult nur nicht alles verdrarb, wo die Offiziere scharf waren wie witzende Wölfe — —!

Unterdessen packte ich die Bündel, alles wurde

reisefertig an die Tür gestellt: Ein Ballen voll Kleider und Wäsche, ein Korb mit Viehgeschirr, ein Klappstuhl und eine Pfanne. Ich hatte unter Gerümpel auch meinen Ehrenbürgerbrief gefunden, den ich jetzt zum Andenken an die Tür nagelte. Sätmücke dein Heim. Alles andre mußten wir im Stich lassen, auf einem Floß war kein Raum für Kommoden und Porzellantöpfe. Welcher Kampf, bis Maria das einsehen wollte. Eine Nacht war doch keine Völkerverwanderung, der Kahn eines Warrschauers kein Möbelswagen.

Da wir Abschied nahmen, wußten wir erst, was uns lieb geworden war: jeder Riß in der Decke, jede Klammer in der Wand, jeder Sprung in der Fensterhebe.

Ich sog Kopf und Weste aus, um mich noch einmal mit dem weichen Pumpenwasser aus Mostheim zu waschen. Da ich das Hemd an Hals und Armen umrollte, sah mich Maria auf den Rücken: „Du bist schwarz unterm Nacken, Ranes?“

„Blut, Maria. Schorf vom Messerstechen!“

Ich hatte schon meine Wunde vergessen. Meine Frau aber küßte mich und bat um Verzeihung, weil sie schwach gewesen sei.

Was hatte ich schon zu verzeihen? Die mütterliche Dulderin war mir lieber als ein modernes Kraftweib.

Schlag halb sechs flossen wir. Immer an den Häusern entlang. Wie Entschubben. Maria trug den Ferkel und das Kind, ich selber packte von einer Pfütze in die andre, weil ich vor lauter Ballast nichts leben konnte. Was sollte nur aus Boche werden, der freudig an jeden Baum pöste, weil ihm die frische Morgenluft gefiel? Ich konnte den Räder doch nicht aufs Floß nehmen. Mein Herz war schon schwer. Und Boche trampelte so veranlagt hinter uns her, als könnte er sich auf seine Leute unbedingt verlassen.

Der Himmel war noch finster, jedes Gebüsch sah wie lauernde Franzosen aus, in jedem Lümmel badete ein Stern. Und dann die Mäwen, die der Hunger wieder herbeigetrieben hatte. Krähend jagelten sie über unsere Köpfe, es mußte kalt sein auf der Nordsee.

Fortsetzung folgt.